

Geburtenkampf zwischen Slawen und Deutschen.

Den folgenden Abschnitt entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages J. F. Lehmann, München, dem Buche „Vorererbungslehre und Erbgesundheitspflege“ (Geb. Nr. 6., 2. Aufl. Nr. 7, 20); Großes Buch ist eine ausgezeichnete und verständlich geschriebene Einführung in die für unser Volk so wichtigen Tatsachen der Rasse und Vorererbung.

Von Dr. J. Graf.

In den östlichen Grenzgebieten unseres Vaterlandes lassen sich an den Verschiebungen der bevölkerungspolitischen Verhältnisse bereits deutlich die verhängnisvollen Wirkungen beobachten, die sich als Folgen der Entartungserscheinungen unseres Volkes ganz naturnotwendig einstellen.

Schon vor dem Kriege waren unsere Ostmarken der Schauplatz des stillen aber erbitterten Kampfes zwischen Deutschtum und Slawentum, wobei langsam aber stetig die Deutschen von den Polen zahlenmäßig zurückgedrängt wurden. Denn der größte Teil dieser Grenzgebiete im Osten gehört mit etwa 30 bis 40 Einwohnern je Quadratkilometer schon von jeher zu den am dünnsten besiedelten Gebieten des Reiches, dessen Bevölkerungsdichte nach der Volkszählung von 1925 durchschnittlich 133 Einwohner je Quadratkilometer beträgt. Diese große Menschenarmut der deutschen Ostens hat ihre Ursache einmal in der Geburtenschwäche des gesamten deutschen Volkes, ferner ist sie aber auch eine Folge der starken Abwanderung, die gerade hier durch die Eigenart der Verhältnisse noch ganz besonders begünstigt wurde.

Diese Entwicklung führte zu einem verhängnisvollen Zustand: Im Westen des Reiches ein „Volk ohne Raum“, wo unter den unnatürlichen Lebensbedingungen ungeheure Menschenmassen sich zusammenballten, um bei der geringsten Störung im Wirtschaftsleben den Schreckenspendern der Arbeitslosigkeit, Hungersnot und Wohnungsnot preisgegeben zu sein; im Osten dagegen ein „Raum ohne Volk“, wo weite Gebiete deutschen Bodens ungenutzt und menschenleer blieben und einem gefährlichen Nachbarn jederzeit das Vordringen ermöglichten. Die Polen bedeuten nämlich infolge einer großen Gefahr für das Deutschtum, als sie sich im Gegensatz zum deutschen Volk eine noch ungebrochene Geburtenkraft bewahrt haben. Dem entsprechend weisen auch die Grenzbezirke dieses Landes eine viel größere Bevölkerungsdichte auf als die angrenzenden Gebiete Deutschlands. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß alljährlich Hunderttausende polnischer Industrie- und Landarbeiter nach Deutschland hereinstömten, um hier entweder vorübergehend ihren Erwerb zu suchen oder um sich bleibend anzusiedeln. Im Jahre 1910 wurden z. B. in den Industriebezirken Münster, Arnberg und Düsseldorf 300 000 (4,36 Prozent) Slawen

gezählt, in Recklinghausen und Herne war vor dem Kriege sogar 1/4 der Bevölkerung polnisch. Obwohl dieser Zustrom slawischer Einwanderer während des Krieges vollständig aufhörte, nach dem Kriege sogar wieder ein großer Teil der Polen abwanderte, bleibt die Gefahr der sogenannten „Unterwanderung“ des deutschen Volkes durch die Slawen auch für die Zukunft bestehen. Denn auch in der jüngsten Zeit strömten immer wieder große Scharen polnischer Wanderarbeiter und Ansiedler nach dem Deutschen Reich.

Angesichts dieser ernststen Gefahren verlangte Prof. Sering, ein Vorkämpfer des Siebungsgebanten in Deutschland, die jährliche Schaffung von 30.000 Bauernstellen, um hauptsächlich im Osten des Reiches in Gestalt eines hohenzollernschen, schollentreuen Bauernturns einen sicheren Grenzwall gegen die immer mehr vordringende Flut der linderreichen Slawen zu bilden. Leider blieb aber bis jetzt die tatsächliche Leistung von jährlich 1200 neugeschaffenen Bauernstellen weit hinter dem gesteckten Ziele zurück, obwohl es nach der letzten Betriebszählung im Deutschen Reich noch nahezu 1/2 Million ha Moorland und 1 1/2 Millionen ha Weidland gibt. Außerdem befindet sich noch eine Gesamtfläche von 7 1/2 Millionen ha in den Händen des Großgrundbesitzes, und dieser Boden wird in Gestalt von 19 000 Gütern mit je über 100 ha benutzter Fläche bewirtschaftet. Davon liegt der weitaus größte Teil in dem entvölkerten Osten dieses Reiches.

Neues aus aller Welt.

Hundetreue über das Grab hinaus. Ein rührendes Beispiel von Hundetreue wird aus dem Schlesienschen Gebirge berichtet. Ein Schäferhund, dessen Besitzer vor 1 1/2 Jahren verstorben ist und in der Ortschaft Buchwald beerdigt wurde, rief seinem jehigen, in der Ortschaft Quirl wohnenden Herrn zahllose Male aus. Er sollte schon erschossen werden, da man fürchtete, daß er wildere. Kurzlich folgte man dem Hund und stellte fest, daß er zum Friedhof in Buchwald lief und an dem Grabhügel seines Herrn sich niederkaute. Das treue Tier war von Verwandten früher des Öfteren mit zum Grabe genommen worden, so daß es diesen Weg nun allein machen konnte. Aus den Erzählungen der Einwohner von Buchwald ergab sich, daß der Hund schon oft auf dem Friedhof gesehen worden ist.

Kampf zwischen Hund und Pferd. In dem englischen Ort Benarth wurde ein Pferd, das zum Beschlagen zur Schmiede geführt werden sollte, plötzlich scheu, rief sich los und jagte querselbstein. Der Besitzer nahm mit seinem 13jährigen Sohn die Verfolgung auf. Das laute Schreien und Rufen machte das Tier noch aufgeregter, überraschend drehte es sich um und sprengte auf seine Verfolger zu. Der Bauer konnte im letzten Augenblick seinen Sohn zurückziehen, doch das wütende Pferd ging erneut zum Angriff über;

Kaffee Idee ist die Idee von der Unschädlichkeit des Kaffees. Deshalb nur Idee!

die beiden Menschen gerieten in Gefahr, unter die Hufe getrampelt zu werden. Da schrie der Bauer laut um Hilfe. Doch das Dorf lag zu weit ab, als daß ihn jemand hören konnte. Da schoß plötzlich wie ein Blitz ein Schäferhund heran, der das Pferd laut bellend angriff und es in die Beine zu beißen suchte. Durch diesen unerwarteten Angriff verwirrt, stand das wilde Pferd einen Augenblick still, dann nahm es mit böse zurückgelegten Ohren den Kampf mit dem mutigen Hund auf. Der Hund erhielt einen Hufschlag gegen den Kopf und trug eine stark blutende Wunde davon. Inzwischen hatte der Junge Hilfe herbeigeholt, und es gelang endlich, das Pferd zu bändigen. Der Hund, der einem Bewohner von Benarth gehörte, wurde zum Tierarzt gebracht, der ihn wieder kurieren wird.

Aus dem Gerichtssaal.

Urteil im Muhlener Totschlagsprozeß.

Das Schwurgericht in Leipzig verurteilte den Gastwirt Büttner aus Muhlener, der unter der Anklage des Totschlags, begangen an seiner Ehefrau, stand, wegen schuldigster Tötung zu sechs Monaten Gefängnis. Das Urteil gilt als durch die Unterjuchungshat verbüßt. Das Gericht ist bei seiner Urteilsfindung davon ausgegangen, daß Vorlag einer Tötung nicht festzustellen konnte. Der Gastwirt Büttner habe mit seiner Frau, die mit dem 22jährigen Handlungsgehilfen Werner Thiele in unerlaubten Beziehungen stand und von ihrem Mann überbracht worden war, eine heftige Meinungsverschiedenheit gehabt, und die Frau habe sich aus dem Fenster stürzen wollen. In dem Bestreben, sie zurückzuhalten, sei Büttner von Thiele angegriffen worden und er habe sich durch Schläge mit dem geladenen Gewehr gemehrt. Insofern liege echte Notwehr vor. Als aber Thiele die Frau Büttner umfaßt hatte, fanden keine Angriffe mehr statt, es waren auch keine zu erwarten. Diese Situation hat Büttner erkannt; er fühlte sich weiter bedroht und ist wohl in der Erregung an den Abzug des Gewehrs gekommen, so daß sich der Schuß löste. Insofern hat er fahrlässig gehandelt, als er mit einem geladenen Gewehr handierte. Das Gericht hat aber nicht erkannt, daß Büttner durch Thiele und die Frau schwer gereizt worden war und hat dies bei der Urteilsfindung berücksichtigt.



Das erste Bild von der Landung der amerikanischen Stratosphärenflieger.

Major Fordney (links) und Marineleutnant Settle vor ihrer Gondel im Sumpfbereich südlich von Bridgetown (Staat Neuseeland). Die Flieger hatten eine Höhe von etwa 18 000 Meter erreicht und bei völliger Windstille ihre Beobachtungen mit größter Genauigkeit durchführen können.

Das Mädchen als ob.

Einer wahren Begebenheit nach erzählt von Erich Graf.

Thomas Lembrink rief die Probeführerin des Lastwagens auf, daß die Reifen knirschten und der schwere Wagen sich in den Federn bäumte. Im gleichen Augenblick begann er zu weinern, schrie etwas von „Weiberkrampf“ und hatte den Lürgriff schon in der Hand, ehe der Wagen ganz zum Stehen gekommen war. Erell von den Scheinwerfern überflutet, hielt drei Meter vor der bedenden Motorhaube des Lastzuges ein silbergraues Kabriolett, ein ängstliches Mädchen geflücht über dem blanken, dünnspindigen Steuerrad. Lembrink war im Sprung neben dem wappengeschmückten Wagen schlag. „Sie uffedonneret Engeln, Sie! Sie Widelkindchen mit sunnig Pe-eh; Sie Robespierchen uff Ballangreifen, dett Se sich nu man nich innbilden, id werde Ihnen in diesem jeschicklichen Ogenblat troh wie Dame behandeln! Dett id Ihnen wohl die ehrlche Meinung sage, Sie aus de Fahrshule irtümlich losjassenes Anfängerken. Bei Muttern solln Se bleiben, wenn Se dett nun mal nich bejreifen können, wat Vatersordnung is! Sagen Se mal, wat fällt Ihnen eigentlich ein, Ihr Ausstellungsmögelchen mitten im Nebel einfach hier mang die Natur zu stellen, Sie jemalte Transportjeführung, Sie!“

Die verängstigte Fahrerin sah aus großen Augen in das feste, von Wind und Wetter gezeichnete Gesicht. Nur weil sie kein Wort sagte, hielt Lembrink einen Augenblick im Schimpfen inne, schob die Mütze aus der Stirn und schüttelte nachdenklich den Kopf. Als er weiter sprach, geschah es bel weitem weniger laut, als er begonnen hatte. „Aha, mein jutes Mädchen, dett müssen Se doch selwer sagen, dett geht doch nich mit Ihnen, dett libt ja die dollsten Waldre. Stellen Se sich doch mal in meine Gaje, acht Tons Weizenkleie und hundertachtig Pferdchen in de Maschine, bisten Jefälle, dider Nebel, un nun uff einen Schlag solln Se uff den Punkt stillestehn wie Brandenburger Lor! Jecht doch nich zu machen! Warum haben Se denn nu keen Licht nich?“

„Aber das Licht ist doch taputtgegangen, kurz bevor Sie kamen, Herr Chauffeur!“ sagte das Mädchen. Lembrink sah jetzt erst, wie dübel und hilflos es war. Er mußte sich einen Ruck geben, um überhaupt weiter zu schimpfen. „Erstens mal, jnädiges Froileiken, heest det nicht „taputt“, sondern det heest „Panne“! Re Lichtpanne haben Se, det wollen Se sagen. Det kann ja schon passieren, aba deswen brauchen Se doch nich mitten uff dem Trokatebroweg zu parken.“ — „Der Sommerweg ist aber doch für die Fuhrwerte!“ — „Sehen Se, Sie kleenet Wunder, det kommt davon, wenn ma in der Fahrshule nich uffepakt hat. Uff

den Sommerweg können Se ruhig fahren. Sommerweg is juristisch betrachtet ne Sache für sich. Mit 'ne Panne geht man innen Sommerweg, dett die anderen Fahrzeugführer statte Bahn behalten.“

„Ich habe das doch nicht gewußt. Danke schön!“ sagte das Mädchen kleinlaut. Lembrink nickte. Er griff neben der behandschuhten Hand der Kleinen an das Steuerrad, stemmte sich gegen den Wagen und schob ihn in den Sommerweg. „Un jetzt ziehen Se erst mal die Handbremse, und dann steijen Se bitte aus Ihren Saffiansesseln, wa wollen mal sehn, wat Ihrem Kronleuchter nu eigentlich fehlt.“

Nach einer Viertelstunde hing der Luxuswagen im Schlepptau von Lembrinks Lastzug, und Lembrink bremste vor jedr Schleife der Straße, als fahre er nicht Weizenkleie, sondern hauchdünne Glasfolien. Man werde die erloschene Batterie im nächsten Dorf zum austauschen und einen neuen Treibriemen an die Lichtmaschine machen, hatte er erklärt. Es war elf Uhr, als Lembrink vor der dunklen Reparaturwerkstätte hielt.

„Haben Se wenigstens 'n paar Troschen Geld bei sich, dett wa bezahlen können? Ich für meine Person bin momentan bisten klamm: in de Beziehung“, sagte er. Er warf einen respektvollen Blick auf die ledergestickte Handtasche seines Schüplings und verhandelte dann mit einem verschlafenen Schlossermeister, dem er mit vielen sachmännlichen Redensarten versicherte, die Reparatur werde ihn nicht hindern, in einer guten Stunde wieder in seinem Bett zu liegen.

Wirklich hatte man einen neuen Riemen für den Dynamo bald anmontiert, aber an ein Anladen der Batterie war nicht zu denken. „Mit den neuen Riemen, der Ihnen untawegs womöglich wieda Panne macht, lasse id Sie unjern fahren“, sorgte sich Lembrink, „lassen Se die Luxusmühle hier stehen, et sind schlechlich bloß dreißig Kilometra bis Balin. Fahren Se morjen früh für vier Troschen mit de Eisenbahn und holen Se sich den Wagen! Id bring Se jetzt nach Kütern.“ Die Dame erklärte sich einverstanden.

Es war ein guter, ruhiger und ordentlicher Thomas Lembrink, der bald darauf mit einem wunderhübschen Mädchen neben sich der Stadt entgegenfuhr und dabei über sich selbst, seine Mutter, bei der er wohnte, seinen Beruf und seine Liebingsbeschäftigung, das Ablichten von Kanarienvögeln, erzählte, und immer wieder fragte, ob es auch nicht zu kalt sei, ob die Kleine auch trockene Füße habe, ob der Wagen nicht zu toll rumpele. Das Mädchen war mit allem zufrieden. „Schlechlich sind Se lange nich so wädhnt, wie Se aussehen, Fräulein“, stellte Lembrink fest. Der Abschied an der ersten Tagehaltestelle war kurz. „Vielen Dank, Herr Lembrink!“ rief das Mädchen.

Drei Tage später bekam Thomas Lembrink eine Einladung, doretwegen er seinen guten Anzug anzog und mit vollkommen sauberen Händen in eine Villa im vornehmsten Westen Berlins ging. „Wer hätte dett jedacht, det Sie ne große Filmjchauspjelerin sind, jnädiges Fräulein!“ sagte er und sah eine Welle betreten neben dem blickenden Teewagen. Er sah der Dame zu, er trank mehr Tee, als eigentlich gut für ihn war. Er hörte von Filmaufnahmen an der Riviera und nickte nur ganz langsam, als es zum Schluß hieß, er möge bald einmal wiederkommen. Er sollte doch mal eine Karte schreiben von seinen weiten Fahrten!

Thomas Lembrink schrieb auch, keine Karte, sondern einen Brief. „Liebes Fräulein! Ich habe mir das nun gründlich überlegt, es wird schließlich das Beste sein, wir verwohständigen unsere flüchtige Bekanntschaft nich erst groß! Filmjchauspjelerin un Lastwagenführer, der immerhin gut verdient, is nich das Richtige. Nehmen Sie mir das nich übel! Ehe ich mich richtig in Sie verliebe, is besser, wir machen Schluß. Mit allerbestem Gruß, Ihr Thomas Lembrink.“

Ja, so war das Leben! Thomas Lembrink hatte wochenlang eine Schwäche für eine ganz bestimmte Sorte von Filmen. Und auch an dem Tage, an dem er sich verlobte, kam er von solch einem Film! „Mutta, sich is det Mädchen nur einmal! Spieln tut se wie en Alter, einfach Puppel! Aha wat hilst det alles? Id werd nich wieda hinsehen, dent id.“ Die alte Frau lächelte und schob ihren Jungen in die Wohnstube. Da stand die Filmjchauspjelerin!

„Thomas, ich bin gar nicht die Filmjchauspjelerin, ich bin nur Ihr Double, ich sehe nur so aus, als ob. Hast Du schon einmal gehört, was ein Double ist? Nein? Nun, alle großen Filmjchauspjelerinnen haben so eine Doppelgängerin, zum Kleideranpassen, zum Ausprobieren der neuen Frisuren, zum Einstellen der Tonfilmkameras vor den Aufnahmen. Die Hitze der Jupiterlampen würde den Damen die Laune verderben, darum machen wir das.“ Thomas hatte nichts einzuwenden. „Man ist eben das Mädchen als ob! Man muß mager werden, wenn die Diosa mager wird, und Schlagahne essen, wenn sie zunimmt, man hat gar kein eigenes Leben. Ich dachte schon, ich möchte Dich heiraten, wenn Du willst, Thomas.“

Thomas Lembrink sagte sofort, es sei ihm alles recht. Aber er brauchte volle zehn Sekunden, ehe er seine Braut zum ersten Mal küßte. Immer, wenn er später in seiner Fachzeitschrift von der Schrecksekunde las, die man Kraftfahrern bei Zusammenstoßen zugute hält, mußte er daran denken, daß er einmal sogar zehn Schrecksekunden braucht, ehe er begriff, was die Uhr geschlagen hatte.

uf
la
rampfe
nach
naben-
e usw.
rt das
leidung
Firma.
lung
mitz
zember:
ert
hilfe,
der Frei-
-Thumitz.
TANZ
rit 50 Pfg.
ul Beyer.
urtan
s. 8 Uhr:
zert
e
Muster
elbber.
eitung,
Drogen.
e 50 Pfg.
Kager.
menan
b Frau.
rkau
Fig.
Verlosung.
Schüler.
irch
tel
ilm-
atzak.
rgwell.
hr.